

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 10

Artikel: Mein Herz gehört zwei Welten : Erlebnisse eines Brasilienschweizers
Autor: U.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mein Herz gehört zwei Welten

Erlebnisse eines Brasilienschweizers

Von U. L.

In Brasilien ist alles anders als bei uns: die Natur, die Städte, die Menschen. Die Jahreszeiten, sofern es sie wirklich ausgeprägt gäbe, wären den hiesigen genau entgegengesetzt. Die Sonne scheint dort unentwegt. Es ist immer irgendwie Blumenzeit in diesem unaufhörlichen Treibhaus. Nicht einmal die Sternbilder am Firmament erinnern den Europäer an seine Heimat.

Das strahlend ruhige Licht des «Kreuz des Südens» leuchtete in den tropischen Nächten auf meine Kindertage. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, daß es noch eine andere Welt geben sollte. Wir pendelten hin und her zwischen unserem Stadthaus und unserer «Fa-

zenda», einer primitiven Viehfarm in Rio Grande do Sul. Alles steht noch heute da wie einst, aber dem wissenden, dem vergleichenden Auge erscheint es nun um manches schäbiger. Immerhin, das alte Portugiesenhaus mit seinem verwilderten Garten, inmitten der Stadt, behält seinen unauffälligen Charme.

Ich höre noch heute die Laute, wie sie zur Nacht in mein kindliches Bewußtsein eindrang: das grollende Bellen und keifende Kläffen der zahllosen Hunde in der Umgebung, das Wiehern eines Pferdes, das Quaken der Kröten und Frösche vom nahen Gartenteich her, das Singen der Zikaden und, im eigenen Zimmer, das Sirren der widerlichen kleinen

Moskitos. Und ich denke noch oft an Elisia, unser Hausmädchen, eine junge Portugiesin, wie sie bei einem Gewitter meinen Kopf auf ihren Schoß legte und mir die Hände hielt.

Der «Pitoco»

Ganz besonders glücklich fühlten sich mein Bruder und ich auf der «Fazenda do Arvoredo», tief im Innern des Landes. Wir trugen «Bombachas» (überfallende Reithosen, unter denen die kniehohen Stiefel beinahe verschwinden), breitrandige Hüte und, wie alle echten Gauchos, ein buntes Tuch um den Hals.

Selbstverständlich besaßen wir beide auch unsere Ponys. Meines hieß «Pitoco», der «Dickbäuchige». Es wurde von meinem Bruder oft verhöhnt, weil es so einen aufgeblähten Leib hatte und einen recht kurzbeinigen Eindruck machte. Sein Pferd war wohlgestalteter, hieß darum «Guapo», das «Schöne», und trug, als wüßte es von seinem anmaßenden Namen, den Kopf mächtig hoch.

Caetano, der Stallknecht, schrubhte und schniegelte den «Guapo» länger und sorgfältiger als den «Dickbäuchigen», mit welchem man ohnehin nicht Staat machen konnte. Dafür aber fühlte er zu meinem Pitoco eine ganz persönliche Zuneigung, besprach sich immer lange mit ihm beim Striegeln, und dann streckte Pitoco jeweils seine Ohren steif in die Höhe und lauschte geduldig! Manchmal blieb ich des Abends vor dem Schlafengehen neben der Stalltüre stehen und horchte versteckt den eindringlichen Zuflüsterungen Caetanos, bis das Pferd zu stampfen und zu schnauben anfing. Das bedeutete, daß es nunmehr des Zuhörens überdrüssig war oder meine Nähe witterte. Dann ging ich hinein, strich dem Picoto über die Mähne, beklappte seinen Hals und sagte ihm auf Portugiesisch, denn ich war überzeugt, daß er kein Deutsch verstand, einige gute Worte für die Nacht.

Ich brauchte mich mit meinem Pferd eigentlich gar nicht in ein Palaver einzulassen. Es genügte mir, tief in seine großen stummen Augen zu schauen und seine Ruhe, sein viel-sagendes Verständnis zu spüren. «Verstehen», ja, darauf kam es mir an!

Manchmal aber nagte ein bitterer Zweifel an meinem Herzen, und ich haderte mit mir, ob wohl der geliebte Vierbeiner auch wirklich alles mit mir teile, meine Freuden und meine Leiden. Darüber befragte ich einmal Caetano.

«Nein, mein Kleiner», meinte er darauf, «Pitoco kann dich nicht verstehen! Ein Pferd vermag ja nicht einmal zu erfassen, ob es nach einem Rennen als Sieger umjubelt oder als Verlierer getröstet wird!» Ich war dem Weinen nahe, dann aber fand ich die Lösung und rief triumphierend: «Caetano, du lügst ... du lügst...»

«Wieso denn?», fragte er verdutzt.

«Weil du ja selber jeden Tag so lange auf Pitoco einredest! Wenn er dich nicht verstünde, würdest du das auch nicht tun!» Dieses einzige Mal blieb mir der Stallknecht eine Antwort schuldig.

Schweizer, und zwar Glarner

Daß ich in Brasilien aufwuchs, verdanke ich meinem Großvater und insbesondere dem Umstand, daß man ihn als Jüngling frühmorgens nur mit größter Mühe aus den Federn brachte. Das klingt grotesk und ungehörig zugleich. Und doch ist es wahr.

Meine Familie stammt aus jenem anmutigen Ländlein am Fuße des Glärnisch, allwo die Leute beim Sprechen beinahe singen. Mein Urahn besaß eine Kattunfabrik in Oberurnen, was damals eine gute Sache war. Er fabrizierte bunte baumwollene Kopftücher, die er vor allem in die Türkei und in den Balkan verkaufte.

Die Glarner haben bekanntlich wegen der Enge ihrer Heimat von jeher einen ausgesprochenen Hang zum Auswandern gehabt. So war es auch bei uns: Als meinem Großvater wieder einmal von seinem «alten Herrn» vorgehalten wurde, Morgenstunde habe Gold im Munde und ein verspätetes Erscheinen in der Fabrik sei aller Laster Anfang, – da packte er heimlich seine sieben Sachen, wickelte die ersparten Dukaten in ein Kattuntuch und machte sich davon. Er reiste nach Genua, ohne klare Vorstellung über das Weitere, und wußte einzig, daß er so weit fort wie möglich wollte. Er hatte Saft in den Knochen und fühlte sich getragen von echter Abenteuerlust. Ich denke oft an ihn, wenn man mir heute in meiner lieben Schweiz das Leben mit Pensions-, Kranken- und Altersversicherung als das fast einzig Erstrebenswerte vor Augen stellt!

Als mein kühner Vorfahre in Genua am weiten Meere stand und die Ozeandampfer im Hafen liegen sah – da mußte es ihn bis in

die Fingerspitzen gekribbelt haben. Südamerika, das schien ihm, wahrlich, weit genug; und so fuhr er «Zwischendeck» nach Brasilien.

Nach einigem Herumirren siedelte er sich in Rio Grande do Sul an. Die zahlreichen deutschen Siedler enthoben ihn der sprachlichen Schwierigkeiten. Sogleich wurde eine Importfirma gegründet. Herrliche Zeiten brachen an! Jeden Tag, da er nicht allzu früh aufstand, beglückwünschte er sich für diese Untugend! Und er wurde ein reicher Mann. Nicht, daß er nicht arbeitete. Er packte zu, hatte Initiative, war zuverlässig in seinen Geschäften. Zu jener Zeit war es aber auch noch recht einfach, in Brasilien Handel zu treiben. Es gab noch keine nationale Industrie, und man produzierte sozusagen nichts. Alles wurde von Europa eingeführt. Zweimal im Monat legte ein Schiff in Rio Grande an, und man brauchte bloß die Waren von Bord zu holen, die Preise festzusetzen und zu verkaufen.

Der Großvater heiratete eine Brasilianerin. Aber er selber blieb ein Schweizer und schickte seine Kinder zur Ausbildung in die Schweiz. Dort verheiratete sich mein Vater vor seiner Rückkehr nach Brasilien wiederum mit einer Schweizerin. Bald übernahm er das Geschäft und brachte es erst recht zu voller Blüte. Fast alles war durch unsere Firma zu haben, wonach das Herz begehrte: Wollstoffe aus Manchester, erlesene Weine aus Frankreich, elektrische Apparate aus Deutschland, Autos aus den USA, Schweizer Schokolade, Emmentaler Käse, Basler Leckerli und aus lokalem Patriotismus sogar Schabziger. Auch mein Vater bewahrte sich zeitlebens eine gut-eidgenössische Ader. Lange Jahre wirkte er als Schweizer Honorarkonsul, dessen Tätigkeit vornehmlich darin bestand, gestrandeten Landsleuten das Geld für die Heimreise vorzuschießen, jahrelang auf eine Rückzahlung dieser Summen zu warten und am 1. August eine würdige Rede in der Schweizer Kolonie zu halten. Da hörten wir Kinder jeweils von einem Wilhelm Tell mit der Armbrust, von Eidgenossen mit Hellebarden, von einem Winkelried, der sich für die anderen geopfert hatte. All das schien uns immer sehr interessant und erfüllte unsere Kinderseelen mit einem geheimen Stolz.

So lebte das Schweizertum lebendig in uns fort. Zwar hatten mein Bruder und ich keine Ahnung, wo in Europa die Schweiz lag, aber wenn uns jemand fragte, was wir seien, ant-

worteten wir selbstsicher und wie aus der Pistole geschossen: «Schweizer, und zwar Glarner». Das sollten wir auch bleiben, meinte mein Vater, und schickte uns, als wir die Jahre hatten, der Tradition getreu in die Heimat zur Schule.

Der erste Malaria-Fall

Der Abschied vom ewig blauen Himmel, von Elisia, Caetano und vor allem von unseren treuen, nichtsahnenden Ponys fiel uns zwei Buben unendlich schwer. Zum Trost hatte uns der Vater, bevor der Dampfer in Rio de Janeiro in See stach, zwei Äffchen geschenkt, zwei kleine Uistitis – aber auch von ihnen mußten wir uns bald trennen: nach ein paar Tagen verloren sie ihre gute Laune und Droligkeit und starben an Lungenentzündung. Das kühlere Klima hatte sie dahingerafft.

Als der Dampfer mit unserer Familie nach vierzehntägiger Reise in Genua vor Anker ging, war es September. Ein heißer Tag. Ein heftiges Fieber hatte meine Mutter befallen. Der Vater war sehr besorgt, und wir eilten mit dem ersten Zug nach Zürich. Bekannte schickten uns ihren alten Hausarzt ins Hotel. Er doktorte an meiner Mutter herum, aber ihr Zustand verschlimmerte sich zusehends. Sie war sterbenskrank.

Dann wurde die damalige Koryphäe der internen Medizin, Prof. Nägeli, zugezogen. Als der freundliche kleine Mann mit bauschigem Bocksbart das Krankenzimmer betrat, phantasierte meine Mutter laut. Vier Tage lang machte der Professor eine besorgte Miene. Dann erschien er eines Morgens bester Laune in Begleitung eines Oberarztes und zweier Assistenten! Der Augenblick bleibt mir unvergeßlich: Der große Kliniker strahlte über das ganze Gesicht und sagte dann zu meinem Vater: «Es war sehr nützlich, daß Sie so ausführlich über Ihre Reise berichtet haben. Wissen Sie, mit welchen Angaben Sie mich auf die richtige Fährte führten? Indem Sie sagten, daß Sie mit Ihrer Familie in Dakar an Land gingen und ihre Frau sich nachher über Mückenstiche beschwerte. Die Blutuntersuchung hat meinen Verdacht bestätigt: Ihre Gattin hat Malaria! Mein erster Malaria-Fall! Von heute an wird sich der Zustand der Kranken rasch bessern». Mein Vater ließ nun vor Freude eine Flasche Champagner auf das Zimmer bringen, und ich durfte mit

dem berühmten «Blutnägeli» auf die rasche Genesung meiner Mutter prosteten.

Noch heute, wenn ich zu Fuß die steile Steigung der Zürichbergstraße in Angriff nehme, blicke ich voller Dankbarkeit und Ehrfurcht auf die linker Hand angebrachte blaue Tafel mit der Inschrift «Nägeli-Straße». Die Straße führt zwischen hohen grünen Bäumen hindurch zum Kantonsspital und zu den Universitätskliniken; sie erinnert mich an einen großen Arzt.

Das war noch ein Studium

Der Anfang am Zürcher Gymnasium war recht schwer, obwohl die Lehrer erstaunlich viel Geduld mit uns hatten. Nach ihrer einmütigen Ansicht kamen wir beide «mitten aus dem Urwald». Vor allem litt ich unter der Pedanterie des Mathematiklehrers, der auch noch Wert auf die Ermittlung der dritten Dezimale nach dem Komma legte. Für diese Genauigkeit brachte ich wirklich nur mit Mühe Verständnis auf. Glücklicherweise befand sich aber unter meinen Mitschülern auch ein Italienschweizer aus Neapel. Als bald teilte ich mit ihm dieselbe Bank, und wir bildeten eine fremdländische Enklave in der sonst homogenen Klasse. Wenn der Zoologieprofessor mit uns nicht zufrieden war, titulierte er uns gerne mit «Ihr Halbwoelligen», was ohne Zweifel eine Anspielung auf die Wollhaare der Neger sein sollte. Doch in dem Maße, in dem wir uns den Zürcher Gymnasialbräuchen und der ach so gut gemeinten Büffelei anpaßten, kam das abschätzige Attribut immer mehr außer Gebrauch.

Bald fühlten sich mein Bruder und ich in der schönen, sauberen Schweizerstadt richtiggehend zuhause. Brasilien schien uns unendlich fern, und das Portugiesisch wurde uns beinahe zur Fremdsprache. Nur waren wir mitunter etwas einsam und uns selbst überlassen. Mein Vater konnte nur alle drei Jahre auf einen Katzensprung zu uns herüberkommen, und meine Mutter verbrachte einen Teil des Jahres bei ihrem Mann in Brasilien, den andern bei uns, ihren Kindern, in der Schweiz.

So hausten mein Bruder und ich in einer gemütlichen Wohnung hoch oben in Flunttern, nur unter der Obhut einer ältlichen Köchin, die wir bald völlig in unsere Gewalt brachten. Wenn uns eine Mathematik-Klausur besonders zuwider war, «zwangen» wir

das alte Mädchen, uns Entschuldigungsbriefe zu schreiben. Diese einfältigen Erklärungen erregten alsbald den Unwillen einiger Magister, aber der milde Rektor hatte ein Einsehen mit uns, sintemal wir nachweisen konnten, daß weit und breit kein Verwandter vorhanden war.

Kaum hatten wir die Mittelschule beendet, starb völlig unerwartet mein Vater. Mein Bruder als der ältere stürzte Hals über Kopf nach Brasilien, um sich dem Geschäft zu widmen. Ich beschloß, in der Bundesstadt die Rechte zu studieren, mietete eine Bude in einem alten Haus an der Kramgasse und lernte nun die Schweiz erst recht kennen.

Die ehrwürdige Universität war ein ergötzliches Sammelsurium von Deutschschweizern, Welschen und Tessinern. Die Berner Juristische Fakultät verfügte damals über brillante Dozenten: Walther Burckhardt las Staatsrecht, Theo Guhl Obligationenrecht, Peter Tuor Römisches Recht und ZGB, Ernst Blumenstein Schuldbetreibung und Konkurs und Hans Fehr Rechtsgeschichte. Der unbestreitbare Charme des Berner Hochschulbetriebes bestand darin, daß noch ein höchst persönlicher Kontakt zwischen Lehrer und Studiosus zustandekam. Man hatte so gar nicht den Eindruck einer «Doctoranden-Fabrik». Es wurde emsig studiert, aber außerhalb der Aula zeigten sich die erlauchten Häupter der Fakultät höchst ansprechbar. Die Rolle eines «Primus inter pares» spielte ungewollt der «alte Burckhardt», dieser schlichte, beherrschte, hagere Mann. Nie kam ein unüberlegtes, nicht treffend ausgesuchtes Wort über seine Lippen. Bisweilen, an einem späten Nachmittag, sammelte er in der kleinen Kantine im Universitätskeller jene Kandidaten um sich, die seiner Ansicht nach «privatissime» zu Wort kommen sollten. Mit Walther Burckhardt eine Tasse Kaffee in der Kantine zu trinken, war beinahe gleichbedeutend mit der Tatsache, das Examen bereits bestanden zu haben!

Viel ungezwungener ging es beim Rechtshistoriker Hans Fehr zu. Er war ein Kavalier von der alten Schule und hatte eine große Freude am Singen, am Lautenspiel und am Extrinken. Im muffigen «Klötzlikeller», weit unten in der Erde, unterhalb der Lauben, haben wir oft mit ihm gefeiert.

Der in seiner Vitalität und Dynamik einmalige Theo Guhl bildete jedoch unbestreit-

bar die größte Attraktion. Er war das Gegenteil des stillen, asketischen Burckhardt. Guhl, der robuste, geistreiche Praktiker liebte es, jeden Artikel des Zivilgesetzbuches und Obligationenrechts an einem ganz konkreten, manchmal ganz eindeutig zweideutigen Beispiel zu erläutern. Seine Vorlesungen waren überlaufen.

Aber alle diese großen und durchaus nicht uneitlen Männer wurden, so sagte man, von einer Frau regiert: von der gütigen Universitätssekretärin Crivelli. Durch ihre Hände ging alles. Es passierte nichts, worüber sie nicht auf dem laufenden war. Waren sich die Herren Professoren uneinig, ob sie einen Kandidaten das Examen bestehen oder ihn durchrasseln lassen sollten, so baten sie die Crivelli ins Dekanat. Und sie entschied, ohne es die gelehrten Männer fühlen zu lassen, meistens zugunsten des armen Wurmes!

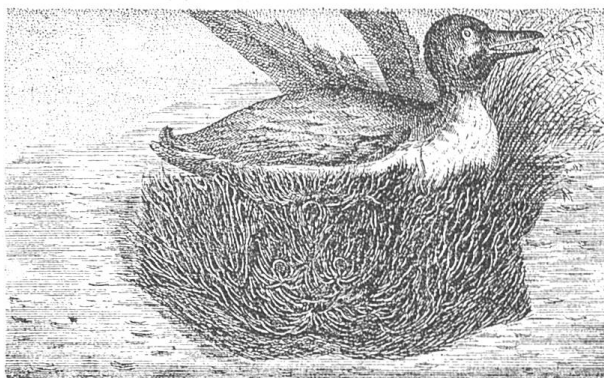
Ja, ehrwürdig war sie, diese Berner Universität! Am besten gefiel es mir in der stillen Bibliothek, im niedrigen Dachstock. Oft blickte ich aus dem kleinen Fenster hinab auf die Stadt, das Bundeshaus und das Münster. Und in der Geruhsamkeit dieses Studierzimmers ging mir die letzte Erkenntnis über den Sinn unseres schlichten Bundesstaates auf.

Das Bussen-Kontokorrent

Nach vierzehnjährigem Aufenthalt in Europa kehrte ich nach Südamerika zurück, um hinfort aus geschäftlichen Gründen, in stetem Wechsel, bald hier, bald dort zu leben.

Jene erste Rückkehr nach Rio bleibt mir unvergeßlich, denn nun erlebte ich das Land meiner Kindheit mit den Augen des Europäers. Als der Dampfer langsam zwischen den Inseln hindurch in die verlockend einladende Bucht von Guanabara einschwenkte, hoben sich im lichten Dunst des Morgenhimmels die Konturen des jäh aus dem Wasser aufsteigenden «Zuckerhutes» und des bewaldeten Corcovados mit der riesenhaften Christusstatue ab. Wie eine wilde und doch auch wieder gedämpfte Musik wurde die Gewißheit in mir lebendig: «Ich bin wieder im ungeheuren Brasilien». Mir war, als müßte ich vor Freude und Erregung meine Kleider zerreißen! Alles, was mir als Kind selbstverständlich erschien, flammte in meinem Bewußtsein wieder auf, brach aus den tiefsten Tiefen meiner Seele

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



Die Entenjagd

erneut hervor. Dann aber, bei eintretender Ernüchterung, wurde es ein Wiedererkennen aus einer neuen, vergleichenden Perspektive.

In jenen dreißiger Jahren fand man es noch selbstverständlich, daß Glanz und Elend nebeneinander lebten. Das ist auch heute noch weitgehend so. Indessen, man tut diesem jungen Volk Unrecht, wollte man es mit europäischen Maßen messen oder gar richten. Über siebzig Prozent der Bevölkerung besteht gegenwärtig noch aus Analphabeten! Und Millionen von ihnen sind wie große Kinder. Deswegen werde ich mir immer bewußt, wenn ich in Rio de Janeiro den Autobus hinaus nach Copacabana besteige. Die dunkelhäutigen Buslenker fühlen sich als geborene Rennfahrer und rasen, ihr Talent bisweilen überschätzend, mit ihrer Menschenfracht entlang der Küste um die Wette. Die Trümmer verunfallter Wagen sprechen eine deutliche Sprache! Ermahnungen nützen nichts.

Überhaupt der Verkehr in Rio. Die Parkiernot ist hier bedeutend größer als in unseren Schweizer Städten, weil die Agglomeration von Wolkenkratzern eine erschreckende Verkehrsdichte schafft. So läßt man sein Auto eben, in der Eile der Geschäfte, nur zu oft an verbotener Stelle stehen und findet dann hin und wieder ein polizeiliches Billett auf der Windschutzscheibe seines Wagens vor. Nur spielt sich dort das weitere Verfahren viel versöhnlicher ab als in der Schweiz. Ich habe mich in all den Jahren in Brasilien noch nie zur Polizei begeben. So etwas ist gar nicht üblich. Die Hüter der Ordnung tragen die

sich zusammenlappernden Geldstrafen wie Schulden auf ein Kontokorrent ein, und am Ende des Kalenderjahres erfolgt dann die «Bereinigung», nicht im Sinne einer hässlichen Feilscherei, sondern in einem ungezwungenen Gedankenaustausch mit den zuständigen Beamten. Man verhandelt in artigster Form, zu einer Tasse heißen Kaffees. Und immer kommt es zu einem akzeptablen Kompromiß.

Die Trambahnen in Rio schieben sich recht gemächlich durch die Straßen, nicht etwa weil ihre Kondukteure einsichtiger sind als die dreisten Buslenker, sondern weil diese altertümlichen Karossen unter der Last des nichtzahlenden Publikums fast zusammenzubrechen scheinen. Diese «Bondes» (an beiden Seiten offene Wagen, unterteilt durch Reihen quer verlaufender Holzbänke) sind eine Konstruktion, wie wir sie in der Schweiz von unseren alten Bergbahnen her kennen. Das an sich obligate Fahrgeld entrichten nur ältere Leute, die einen Sitzplatz ergattern möchten. Die Schwierigkeit besteht jedoch darin, in diese eigentlich offenen Abteile auch nur eindringen zu können. Das Jungvolk hängt nämlich auf den längsseitigen Trittbrettern, dichtgedrängt wie dunkle Trauben. Und selbst Polizisten und Soldaten betreiben dieses gefährliche Spiel. Jedesmal, wenn ich die Taxe bezahle, komme ich mir vor, als verabreichte ich dem laxen Schaffner großmütig ein Trinkgeld, sind doch in diesem nonchalanten Betrieb Fahrkarten schlechthin unbekannt. Hin und wieder betätigt der Kondukteur eine an der Wand befindliche laut klingelnde Zähluhr, welche vor allen Augen registriert, wie wenig Geld er eingenommen hat. Nicht aber, daß dies irgend jemanden erstaunte! Das alles ist noch ein Stück freundlich unfertiges Brasilien. Und daraus spricht die volle Unbekümmertheit eines kaum erwachten Volkes.

Die Schicht der Gebildeten ist klein. Der kultivierte Brasilianer drängt sein Wissen dem Mitmenschen nicht auf. Immer wieder fällt mir auf, wie zurückhaltend meine brasilianischen Freunde sind. Sie halten nicht allzuviel von sogenannten tiefschürfenden Gesprächen unter Bekannten. Wie überall gehen sie als Geschäftsleute, Ärzte und Rechtsanwälte ihrer Arbeit nach und betreiben als «Hobby» eine Farm auf dem Lande. Von Unrast und Lebensangst sind sie nicht befallen. Altes, konservatives Portugiesentum und ein wagemütiger weltweiter Einwanderercharakter reichen

sich die Hand. Das ergibt jenen seltsamen Zweiklang von Tradition und Freiheitlichkeit, von gesteigertem Tatwillen und rascher Ermattung, von Progressismus und Antiquiertheit.

Grünhemden nach Muster

Vor allem aber ist der Brasilianer auch allen fremden Einflüssen und Errungenschaften gegenüber aufgeschlossen und, oftmals, auch recht unkritisch. Hitlertum und Zweiter Weltkrieg bewirkten auch in diesem größten südamerikanischen Land vorübergehend eine schwere Verwirrung der Gemüter. Der faschistische Bazillus steckte an. Ein vermeintlicher Führer, namens Plinio Salgado tauchte auf und ließ seine «Grünhemden», die sogenannten «Integralistas», im Jahre 1935 in schlecht ausgerichteten Kolonnen durch die Hauptstraße von Rio marschieren. Die Tätigkeit dieser Rechtsextremisten wie auch der nicht minder gefährlichen Kommunisten gab Präsident Getulio Vargas 1937 den ersehnten Anlaß, sämtliche politischen Parteien aufzulösen und sich zum Staatschef mit beinahe diktatorischen Befugnissen aufzuschwingen. Bis es so weit war, rumorten die «Integralisten» nach importierten «braunen Rezepten» weit herum im Lande.

Von diesem Geplänkel ließen wir Schweizer uns nicht ins Bockshorn jagen. Was die Atmosphäre wirklich vergiftete, war das Verhalten nationalsozialistischer Scharfmacher, die auf einmal alle Institutionen der brasilianischen Nation ins Lächerliche zogen und unverhohlen die Unterjochung des Landes unter das Regime Hitlers forderten. Wir kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus: Der tüchtige Chef des größten deutschen Krankenhauses, der uns alle schon oft behandelt hatte, gab nach über zwanzigjähriger erfolgreicher Tätigkeit seine leitende Stellung auf, um am Befreiungskampf im «Reich» teilzunehmen! Das war freilich seine höchstpersönliche Angelegenheit. Bedauerlich war jedoch, daß der politisierende Mediziner, den ich bislang als Respektperson betrachtet hatte, uns und allen anderen verkündete, er werde zurückkommen, wenn Brasilien eine deutsche Kolonie sein werde. Der Herr Oberarzt kehrte tatsächlich zurück... nach dem Zusammenbruch als reumütiges, krankes Männlein.

Die Überheblichkeit der Nazienthusiasten

nahm erschreckende Formen an. Als ich im Jahre 1939 auf dem Flugplatz Santos Dumont in Rio auf eine verspätete Maschine wartete, äußerte sich ein mitreisender deutschbrasilianischer Bankier empört: «Na, diesen Mulatten wird der Führer bald Pünktlichkeit beibringen.» Solche Leute brachten es fertig, daß weitherum im Lande ein unfaßbarer Argwohn gegen die Hunderttausende von Deutschen entstand, die seit Generationen dort ansässig waren. Auf einmal wurde die deutsche Sprache verboten, sogar innerhalb der Familie!

Diese Vorschrift war fürs erste ganz undurchführbar, da in Ortschaften wie in Blumenau im Staate Santa Catarina sich selbst der schwarzhäutige Briefträger nur in einem verworrenen Kauderwelsch aus deutschen und portugiesischen Brocken verständigen konnte. Unsere Familie geriet in dieselbe Zwickmühle, in welcher sie sich schon im Ersten Weltkrieg befunden hatte, als das Land sich ebenfalls auf der Seite der Alliierten gegen Deutschland gestellt hatte.

Im Jahre 1917 hatten Agenten der Alliierten die Schwarzen aufgestachelt, die Niederlassungen deutscher Firmen in Brand zu stecken. Und bald stand auch unser Geschäftshaus in Rio Grande, in welchem zudem das Konsulat der Eidgenossenschaft, deutlich erkennbar an seinem rotweißen Schild, untergebracht war, in hellen Flammen. Erst nachdem mein Vater den Brandstiftern plausibel gemacht hatte, daß nicht alle deutschsprechenden Leute unbedingt auch Deutsche sein müßten, sahen sie mehr oder weniger ihren Irrtum ein und halfen gutwillig mit, das von ihnen gelegte Feuer wieder zu löschen und die noch brauchbaren Gegenstände aus Schutt und Asche hervorzuzerren. Die Archive des Konsulates blieben weitgehend ein Raub der Flammen.

Im Zweiten Weltkrieg kamen wir besser davon. Allerdings nur ein Haar. Wenige Tage nach der Kriegserklärung Brasiliens an Deutschland, im Jahre 1942, kursierten die phantastischsten Gerüchte. Es hieß, Hunderte deutscher Unterseeboote lauerten vor der Küste, die Invasion stehe bevor. Die Behörden verhafteten, in der allgemeinen Aufregung, selbst Enkel einstiger Deutschen, die noch nie die Elbe oder den Rhein gesichtet hatten. Und wir, wenn auch Schweizer, sprachen ja ebenfalls deutsch. Unsere Nachbarn, mit denen wir uns in aufrichtiger Freundschaft über den Gartenzaun hinweg verbunden fühlten, wurden

uns gegenüber mit einem Male zurückhaltend!

Eines Abends, als an die zehn Personen bei uns zu Gast waren, ereignete sich das Unvermeidliche: die Denunziation. Die Nachbarn witterten bei dem Anmarsch von Ausländern eine Verschwörung. Sie benachrichtigten die Polizei. Diese erschien, während wir alle beim Essen waren. Niemand durfte das Zimmer verlassen. Zuerst folgte die Hausdurchsuchung, die nichts Ungünstiges ans Licht brachte, der jedoch die meisten altportugiesischen Silbersachen und die Grammophonplattensammlung meines Bruders zum Opfer fielen. Alle Anwesenden mußten sich daraufhin ausweisen. Nicht ein einziger Deutscher befand sich unter uns, wohl aber der britische und der amerikanische Konsul. Tableau!

Die Polizei entfernte sich mit einem Redeschwall von Entschuldigungen, und die «Vizinhas», die Nachbarn, konnten es kaum fassen, daß wir nicht mit Handschellen abgeführt wurden.

Und tags darauf passierte etwas, das die Feinfühligkeit des Brasilianers aufzeigt: Der Polizeichef stattete meiner Mutter einen Höflichkeitsbesuch ab, bedauerte in bewegten Tönen den Vorfall und gab gleichzeitig alles zum besten, was er noch schnell in der Enzyklopädie über die älteste Demokratie der Welt gelesen hatte. Auch die Bewohner der umliegenden Häuser nahmen von der Aufwartung des Polizeigewaltigen gebührend Kenntnis... und ohne Verzug begann ein Reigen von Sympathiebesuchen!

Das geerbte Telefon

Das Geschäftsleben in Brasilien kennt seine ganz besonderen Usancen, die ich im Laufe der Jahre erfahren durfte. Besonders kraß liegen die Verhältnisse auf dem Wohnungsmarkt. Brasilien kennt, wie so manches Land, die Segnungen des Mietpreisstops, der schon seit vielen Jahren in Kraft ist. Allerdings nur auf dem Papier. Wollten sich die Hausbesitzer an die gesetzlichen Bestimmungen halten, wären sie vermutlich in Anbetracht der Schwindsucht der Währung bis auf die Knochen abgemagert oder gar schon Hungers gestorben.

Unlängst fuhr ich mit einem Richter am Gewerbegericht von Porto Alegre im Autobus

ins Stadtzentrum und sagte zu ihm: «Warum erlaubt eigentlich die Regierung den Hauseigentümern nicht, bei diesem Zerfall der Kaufkraft des Geldes, die Mieten wenigstens etwas in die Höhe zu setzen?» «Sie hat Angst, eine derartig unpopuläre Maßnahme vor dem Volke zu verantworten», antwortete er.

«Aber gibt es denn wirklich noch Mieter, die nur den offiziellen Zins und nicht auch das übliche Draufgeld bezahlen?»

«Nach meiner Erfahrung nur sehr wenige.»

«Von Ihnen wagt der Hausbesitzer natürlich nicht, einen Überpreis zu fordern.»

«Das stimmt. Aber auf sinnfällige Art hat er es mir doch nahegelegt. Er zeigte mir seine Buchhaltung, aus der hervorging, daß die Mieteinnahmen gerade noch ausreichten, um Steuern, Wasserzins und Kehrriktabfuhr zu bezahlen. Nach einem längeren Lamento bat er mich, ihm zu verzeihen, wenn er hinten im Garten einige Bretterbuden für eine Hühner- und Kaninchenzucht errichte. Kurz darauf habe ich, wie auch die anderen Mieter, ihm mein Mehrgeld, für das er nicht zu quittieren braucht, angeboten.»

«Auch du, Brutus!» sagte ich nur.

Die Notwendigkeit, sich zu «arrangieren», erhellt sich zum Beispiel auch aus dem leidigen Kapitel des Telephonbesitzes. Auf ganz unschuldige Art kommt man überhaupt nie zu einem dieser so begehrten Dinger. Wenn man es dann hat, ärgert man sich erst recht über seine Launenhaftigkeit. Es verblüfft mich immer wieder, wie es möglich ist, daß eine ganz andere Nummer antwortet, als ich eingestellt habe. Hinzu kommt, daß das Telefon in Brasilien, wie übrigens auch das elektrische Licht, sozusagen bei jedem Gewitter aussetzt. Unsinnigerweise will man trotzdem ein solches Kästlein sein eigen nennen. Dabei kann man aber in den häufigsten Fällen nicht einmal damit renommieren, «man stehe» im Telefonbuch.

Damit hat es folgende Bewandtnis: Weil die berühmteste «Telefonica» sich nur höchst selten zur Erstellung neuer Anschlüsse herabläßt, tobt vom Amazonas bis zum Fluße Uruguay hinab ein schwunghafter Schwarzhandel in Sachen Telefonbesitz. Wer eine Wohnung mit einem mehr oder weniger funktionierenden Fernsprecher aufgibt, kann von seinem Nachfolger eine schöne Summe für den dubiosen Automaten kassieren. Der neue Wohnungsinhaber wird sich hüten, der «Telefonica» zu

verraten, daß er nun mit ihr in Geschäftsbeziehungen stehe. Ein solch ehrliches Vorgehen hätte unweigerlich den Verlust des Apparates zur Folge. Er wird vielmehr seine Bekannten diskret wissen lassen, daß er unter dem Namen «Fullano», eben demjenigen seines Vorgängers, zu erreichen sei. Kommt ein Beamter der «Telefonica» der Sache auf den Schlich, so wird kurz darauf irgendwo in einem Kaffeehaus in einem ungezwungenen Zwiegespräch die kleine Schwierigkeit aus der Welt geräumt. Bei dieser Sachlage wird es den geneigten Leser kaum erstaunen, zu vernehmen, daß ich in Brasilien telefonisch unter dem Namen meiner Großmutter Dona Maria Luisa zu erreichen bin! Da hat man nun endlich einmal das Beispiel, indem einer seine eigene Großmutter ist!

Nur keine Formalitäten

Aber es bedarf nicht immer des Geldes, um die glückliche Wendung eines Geschäftes zu erwirken. Es genügt sehr oft, den richtigen Mann persönlich zu kennen. Die «amizade», die Freundschaft, ist ein edles Gut, und nicht selten nimmt man sogar einen kleinen Rechtsbruch auf sich, nur um dem Freund einen Dienst zu erweisen. In diesem grenzenlosen Land ist ja niemand kleinlich. Die folgenden Beispiele mögen dies illustrieren.

Unsere Firma besaß einige Grundstücke im Innern von Rio Grande do Sul. Sie stammten von Kunden, die in grauen Zeiten nicht zahlen konnten. Während mehr als zwanzig Jahren hatte niemand von uns auch nur daran gedacht, diese Flecken Erde zu besichtigen, weil sie viel zu wertlos schienen. Vor allem war auch die Reise ins «Interior», an die vierhundert Kilometer per Jeep über holperige Straßen, recht beschwerlich. Wenn es gar regnet, verwandelt sich die rote Erde der vermeintlichen Fahrbahn in glitschigen Lehm. Man sitzt dann irgendwo für zwei bis drei Tage fest.

Doch als vor einigen Jahren der Flugverkehr erstmals eine rasche Verbindung zu einigen Ortschaften in der Nähe der Grundstücke herstellte, entschloss ich mich zum Rechten zu sehen.

Natürlich gibt es in diesen abgelegenen Gegenden kein Grundbuch. Der Eigentümer weist sich durch den Besitz des sogenannten «Titulo Torrens», eines vom Notar und Gou-

verneur des Staates unterzeichneten Dokumentes, aus.

Das erste Objekt, in der Größe von zirka einem halben Quadratkilometer, lag in der Nähe von Palmeira. Das kleine Städtlein mit ungefähr vierzigtausend Einwohnern besteht vornehmlich aus Holzbaracken. Die Gutsbe-

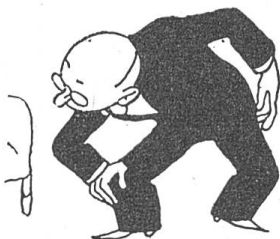
sitzer jedoch wohnen in der Umgebung in stattlichen alten Landhäusern.

Ich suchte zuerst einmal den Notar auf und hielt ihm den belegenden Titel vor Augen. Er las aufmerksam die Beschreibung des Grundstückes. Da es keine Katastereinteilung gibt, lautete diese wie folgt: «Im Norden die gro-

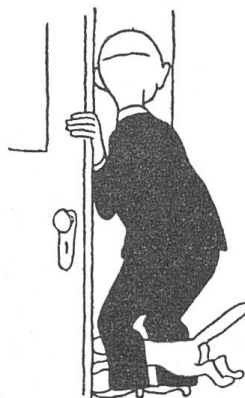
Der kleine Familienfilm



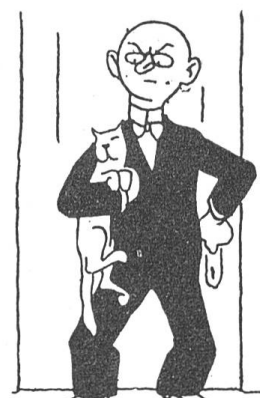
1) Gähnt. Sagt, er wolle noch schnell Katze in den Keller tun und dann selbst ins Bett.



2) Ruft: «Komm Bus, Bus», und guckt vergeblich unter Tisch und Stühle. Offenbar ist Katze noch draussen.



3) Öffnet Haustüre: Katze springt hinter Klavier hervor und zwischen seinen Beinen hindurch ins Freie.



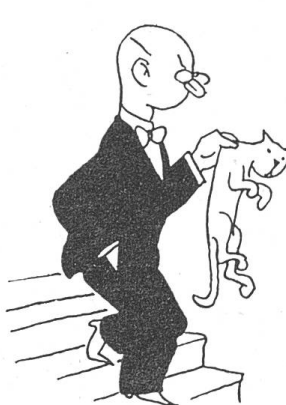
4) Erwischt Katze zwanzig Minuten später unter Treppeneingang. Trägt sie in den Keller.



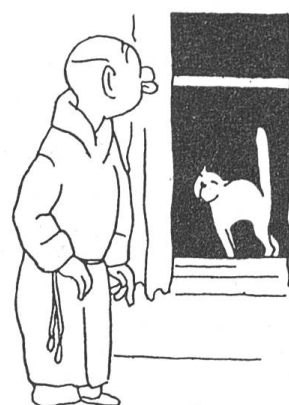
5) Kann sich nicht erinnern, ob er Kellerlicht ausgedreht hat.



6) Macht Kellertüre einen Spalt weit auf um nachzusehen. Katze zwingt sich durch und entweicht in oberen Stock.



7) Mit Hilfe aller Familienmitglieder gelingt es, Katze auf Estrichtreppe einzufangen. Trägt sie wieder in Keller.



8) Ist daran ins Bett zu gehen, als Katze auf Verandadach auftaucht. erinnert sich, dass Kellerfenster offen. Seufzt resigniert.

ße Lagune, im Westen und Süden die Fazenda des Dr. da Silva, im Osten die Chacara des Fernando Osorio.»

«Sie haben Glück», meinte der Notar, «Dr. da Silva, der Chefarzt des Krankenhauses wird schon wissen, wo sich Ihr Stückchen Land befindet. Kommen Sie heute nachmittag so gegen sechs Uhr ins Café Carioca. Um diese Zeit ist er immer dort. Ich werde Sie ihm vorstellen.»

Ich begab mich für solange ins «Hotel», eine große Bretterbude mit unbeschreiblich primitiven Zimmern. Ich wünschte mich zu duschen. Hinter dem Hotel, direkt neben dem Hühnerstall, befand sich ein kleiner Holzschuppen, auf dessen rissiger Türe stolz «Banho» (Bad) stand. Man legt in dem Verschluss die Kleider ab und zieht an einer langen Schnur, worauf das köstliche Naß aus einer verrosteten Gießkanne auf einen heruntertröpfelt. Wünscht man noch mehr Wasser, so brüllt man aus Leibeskräften. Dann schlakst eine barfüßige Mulattin aus der nahen Küche herbei, nimmt die Gießkanne mit, füllt sie und bringt sie zurück. Man befestigt den Wasserspender wieder an seinem Eisenhaken an der Decke und zieht erneut an der Schnur.

Mit solchen und ähnlichen Spielchen vertrieb ich mir die Zeit. Um punkt sechs Uhr fand ich mich im Café Carioca ein. Dr. da Silva wußte bereits Bescheid. Ich überreichte ihm den Titel, er besah sich das vergilbte Papier genauestens und meinte dann: «Ich höre, Sie wollen verkaufen. Das freut mich. Ich habe vor sechs Jahren auch das Land Ihres anderen Nachbarn gekauft... Fernando Osorio war gestorben, seine Erben brauchten Geld... damit liegt nun Ihr Stückchen Weideland von meiner Fazenda umschlossen. Genau lokalisieren können wir es wohl nicht, aber das scheint mir auch gar nicht nötig. Überlassen Sie mir das Papier, und ich gebe Ihnen das Geld.»

«Mir soll es recht sein», bemerkte ich, «aber ich habe keine Ahnung, was das Land wert ist.»

«Es ist nur etwas wert, weil es innerhalb meiner Farm gelegen ist und ich Ihnen etwas bezahlen möchte», sagte der Arzt spöttisch.

«Wie kommen Sie auf diese Idee», fragte ich erstaunt.

«Auf allen anderen verlassenen Grundstücken wimmelt es nur so von Intrusos, von Eindringlingen, die man auch mit Gewalt

kaum wieder vertreiben kann. Auf dem Ihren sind keine, weil ich sie nicht durch mein Gebiet hindurchgelassen habe.»

«Das stimmt», sagte der Notar, und alle übrigen, um uns herumstehenden Männer nickten beifällig mit dem Kopfe. Ich schaute dem Arzt unverwandt in die Augen. Er hielt den Blick aus.

Da sagte ich: «Gut, ich gebe Ihnen das Land. Nennen Sie den Preis, der Ihnen angemessen scheint.»

Der Handel war im Bruchteil einer Minute abgeschlossen. Der Doktor übergab mir einen Check. Der Notar erwähnte beiläufig, er werde von dieser Handänderung in seinem «Registro Especial» Notiz nehmen. Ich habe das Stück Kamp nie gesehen.

Wer hat, der hat

Was für eine Plage die Eindringlinge darstellen, sollte ich einige Tage später erleben: Ich wollte ein weiteres Grundstück in Nonohay, unweit einer eigentlichen Indianerregion, verkaufen. Auch dort wandte ich mich an den Notar. Diesmal war es möglich, das Land ausfindig zu machen. Aber es nützte nicht viel.

Als ich in Begleitung des Notars die Stätte erreichte, gewährte ich zu meinem nicht geringen Entsetzen ein ganzes kleines Dorf von Bretterbuden, das darauf errichtet worden war! Traurige Gestalten, Mischlinge von Indianern und Negeren, blickten uns an.

«Da wird nicht viel zu machen sein», bemerkte der Notar lakonisch, «diese Leutlein leben schon seit Jahren auf Ihrem Grund und Boden.»

«Aber von einer regulären Ersitzung ist doch keine Rede. Soviel ich weiß, muß ein jeder, der ein Stück Land ersitzen will, diese Absicht dem Notar förmlich dartun. Erst von dieser schriftlichen Anzeige an beginnt die Frist zu laufen.»

«Stimmt. Aber betrachten Sie doch einmal diese Kandidaten. Keiner von ihnen kann lesen und schreiben, keiner hat einen Namen, geschweige denn ein Ausweispapier. Mit anderen Worten: Selbst wenn sie wollten, könnten sie gar keinen Antrag stellen. Sie nehmen sich einfach, was sie brauchen. Und niemand bringt sie von diesem Fleckchen Erde weg. Auch die Polizei wird Ihnen nicht behilflich sein.»

Ich ließ es gar nicht soweit kommen. Ich schrieb das von diesem elenden Völklein besetzte Land im Ausmaß von zwanzig Hektaren kurzerhand ab.

Belohnte Grosszügigkeit

Auf dieses unliebsame Erlebnis von Nonohay folgte ein höchst ergötzliches in Sarandi. Dort besaßen wir ein Grundstück im Ausmaß weniger Hektaren, direkt an der Peripherie des Städtchens. Auch dort sprach ich vor allem anderen beim Notar vor. Er betrachtete das Schriftstück, stutzte, las laut unseren Firmennamen und rief dann: «Meu Deus, mais que prazer» (Mein Gott, aber welche Freude).

Das nächste war, daß er seine Arme ausbreitete und mich wie einen alten Freund umarmte. Ohne mir Zeit zu lassen, ihm auch nur eine einzige Frage zu stellen, drängte er mich zur Kanzlei heraus und zog mich mit sich über den Hauptplatz ins gegenüberliegende «Café Central». Dort raunte er dem Wirt etwas zu. Dieser flüsterte die Neuigkeit wiederum zwei kleinen Negerjungen ins Ohr. Die beiden eilten davon. Innert zehn Minuten wimmelte es im kleinen Kaffeehaus wie in

einem Bienenkorb. Zwei Dutzend Männer schüttelten mir wie ihrem großen Gönner die Hand...

Plötzlich wurde es still, man hörte sogar die Ventilatoren surren. Ein gutaussehender, gepflegter Mann in den vierziger Jahren räusperte sich, stellte sich als der Präsident des Fußballclubs vor und eröffnete mir, daß sich der einzige Fußballplatz des Ortes nebst stattlicher Tribüne auf meinem Areal befände! Alle blickten mich daraufhin erwartungsvoll an. Ich lächelte und war bestürzt zugleich. Denn in diesem Lande, in welchem das Volk dem «runden Leder» so leidenschaftlich zugetan ist, kommt der Fußballplatz gleich nach der Kirche und dem Hospital.

Mir fehlte die Courage, es laut herauszusagen, daß ich just dieses, dem Fußgetrampelp geweihte Gelände verkaufen wollte. Vorsichtig gab ich dem Gespräch die beabsichtigte Richtung, erwähnte die lange Jeepfahrt bis dorthin und stellte schließlich die neckische Frage, ob einer von ihnen den Grund meiner Anwesenheit zu erraten vermöge.

«Um das Terrain, auf dem sich der Fußballplatz befindet, zu verkaufen», sagte der Präsident mit vor Unmut leicht umwölkter Stirn. Er faßte sich sofort wieder und fügte

Zufall oder Ahnung?

Weitere prägnant gefaßte Beiträge zu dieser Rubrik sind erwünscht und werden honoriert.

Red.

■ Als blutjunger Motorfahrer-Rekrut mußte ich jeden Abend beim Eindunkeln von der Festung, in der wir Dienst leisteten, mit einem Jeep ins Dorf hinunter- und zurückfahren. Der Weg führte an einem Bauernhof vorbei, vor welchem ein gewaltiger Schäferhund an der Kette lag. Er bellte beim Nahen meines Fahrzeuges jedesmal heftig, rannte hin und her und zeigte die Zähne. Im Stillen hoffte ich nur, daß er stets an der Kette bleiben möge.

Einmal war ich wieder unterwegs, diesmal jedoch mit einem Leutnant, den ich in die Festung hinauf mitnahm. Ich erzählte ihm von dem unheimlichen Tier beim Bauernhof, worauf er meinte: «Der soll nur kommen, ich habe ja schließlich nicht umsonst eine Pistole!» und tatsächlich, als wir zum Bauernhof kamen, war der Schäferhund los! Von weitem sahen wir ihn schon auf uns zustürzen! Ich stoppte. Die Reaktion des Leutnants ließ nicht auf sich warten: Er zog die Pistole, steckte das scharfe Magazin in den Griff und machte die Ladebewegung. Damit waren wir bereit.

«Fahren Sie weiter!» befahl er. Und kaum hatte er das gesagt, zog sich das unheimliche Tier winselnd, den Schwanz eingezogen, zu seinem Hof zurück. Die Pistole kann der Hund auf etwa 300 Meter hinter der Windschutzscheibe nicht gesehen haben. Aber er hat sie offenbar irgendwie 'gespürt'. Auf alle Fälle war ich froh, diesen Offizier als Begleiter bei mir gehabt zu haben! F.H.

bei: «Ich fürchte, Sie werden im ganzen Umkreis keinen Käufer finden.»

Das war auch mir sofort klar. Nun, ich hatte nicht erwartet, daß das Land so gut gelegen war. Ich hätte es auch verkauft, wenn es nicht viel wert gewesen wäre.

Während ich solches überlegte, hatte der Wirt einen glänzenden Einfall. Er jubelte: «Ich habe es. Natürlich. Am Sonntag ist doch das große Spiel gegen Carasinho. Wir richten einen Appel an alle Zuschauer, freiwillig den doppelten Eintrittspreis zu bezahlen. Was aus freien Stücken vom Publikum eingeht, soll als Kaufpreis des Fußballareals gelten!»

Ich pflichtete diesem Vorschlag bei und überreichte als Zeichen meines Einverständnisses das verknüllte Pergament dem Vereinspräsidenten. Er riß mir das Papier geradezu aus der Hand und küßte es. Ein unbeschreiblicher Rummel begann. Der Wirt spendierte mehrere Runden Zuckerrohrschnaps. Ich trennte mich bald darauf von diesen rührenden Menschen. Zwei Wochen später erhielt ich eine Geldüberweisung aus Sarandi. Es war mindestens doppelt so viele, als ich erwartet hatte! Die Fußballfans hatten bezahlt, aus gutem, freiem Willen. Man ist nicht kleinlich in diesem Riesenland.

Der Herr ist verreist

Das gilt allerdings auch betreffs Schuldenmachen. Man erwartet vom Gläubiger viel Geduld und Nachsichtigkeit. Mehr als irgendwo sonst kommt es darauf an, nicht mit der Tür ins Haus zu platzen. Man muß mit sehr viel Fingerspitzengefühl vorgehen, um sein ausgeliehenes Geld zurückzuerhalten.

Wenn ich in diesem Sonnenland eine Forderung einzutreiben habe, gehe ich nach folgendem Rezept vor: Nach Fälligkeit des Darlehens spreche ich beispielsweise ganz artig auf dem Büro des Schuldners Perreira, Tabakhändler von Beruf, vor und unterhalte mich vorerst einmal aufs harmloseste mit dessen Sekretärin. Dabei höre ich deutlich die Stimme des dubiosen Debitoren, der sich im Nebenzimmer mit irgend jemand über die neuesten Sportresultate unterhält. Beiläufig frage ich die Sekretärin, ob ihr Chef in der Stadt oder etwa verreist sei. Das kluge Mädchen, das genau weiß, daß ihr Patron mir Geld schuldet, antwortet, mit einem liebens-

würdigen Lächeln, sie wolle einmal nachsehen. Sie verschwindet im Nebenzimmer. Ich höre sie mit Perreira diskutieren. Natürlich weiß mein Schuldner, daß mir seine Anwesenheit im Nebenzimmer bekannt ist. Trotzdem kommt das junge Ding nach kurzer Zeit zu mir zurück und sagt unschuldig: «Es tut mir leid, aber Herr Perreira ist gestern nach Sao Paulo verreist. Ich kann Ihnen auch nicht verraten, wann er zurückkehrt. Kommen Sie wieder einmal vorbei, aber nicht vor vier Wochen.» In der Sprache des Brasilianers heißt das: «Perreira hat kein Geld. Vor vier Wochen besteht auch keine Aussicht, das Gut haben einzutreiben.» Es wäre nun höchst ungeschickt, die kleine Komödie nicht weiterzuspielen.

Ungefähr einen Monat später werde ich erneut die freundliche Sekretärin aufsuchen und ihr meine Freude über ihr angenehmes kühles Büro ausdrücken, wiewohl man darin vor Hitze beinahe umkommt. Das Mädchen wird dann von sich aus sagen: «Sie möchten natürlich gerne erfahren, ob der Chef da ist. Bitte gedulden Sie sich einen Augenblick.» Nach einer Weile wird sie zurückkommen und mir eröffnen: «Leider ist Herr Perreira wieder verreist, dieses Mal nach Rio. Aber nächste Woche ist er bestimmt zurück und erwartet Sie dann gerne.» Diese Mitteilung heißt nun wieder: «Die Lage hat sich gebessert. Nächste Woche hat Perreira Geld und wird zahlen.» Hauptsache ist nunmehr, den Schuldner bis dahin nicht irgendwie in Verlegenheit zu bringen. Strebe ich just dem Kaffeehaus zu, in welchem der Perreira bereits sitzt, so werde ich mich benehmen, als sähe ich ihn nicht, und meinen «Cafesinho» im nächst gelegenen Lokal zu mir nehmen. Natürlich hat auch der Perreira mich gesehen. Dieses rücksichtsvolle Benehmen rechnet er mir aber sicher hoch an. Er wird noch gleichen Nachmittags zu seiner Sekretärin sagen: «Setzen Sie den Namen des Schweizers auf die Liste der Privilegierten, die nächste Woche ihr Geld tatsächlich kriegen.» Wenn ich dann eine Woche später mit vielen schmutzigen Banknoten in der Tasche meinem angestammten Café zustrebe, wird mir mein früherer Schuldner Perreira schon von weitem zuwinken und mich zu einer Tasse Kaffee einladen. Wir werden über tausend Dinge sprechen, aber mit keinem Wort seine eben überstandenen Geldschwierigkeiten erwähnen!

Was haben Sie geträumt?

Ein besonderes Vergnügen bildet für den Brasilianer die Lotterie. Ununterbrochen dreht sich das Glücksrad, jeden Tag ist irgendwo eine Ziehung. Wo man geht und steht, auf der Straße, im Kaffeehaus oder auf dem Flugplatz, immer wird einem ein Los angeboten. Um eine bestimmte Nachmittagsstunde, sieht man schwarze Ansammlungen von Menschen sich vor den Ziehungsstellen bilden, in allen Häusern und Geschäften ist das Radio aufgedreht, die Erwartung aller ist in diesem Augenblick auf einige wenige Ziffern gerichtet, die in Rio de Janeiro ausgelost werden.

Die untersten Volksschichten, die Neger und Mulatten, sind ganz närrisch auf das «Tierspiel». Dieses «Jogo do Bicho» ist zwar seit Jahren von der Regierung streng verboten, wird aber, wie es für dortige Verhältnisse charakteristisch ist, aufs fleißigste weiter gespielt. Wenn der verbildete Europäer von einem Tier träumt, wittert er sofort ein seelisches Trauma. Wer hingegen in Brasilien von einem Papagei oder einer Schlange träumt, unternimmt tags darauf gar nichts, bevor er nicht für die Hälfte seines Monatslohnes eine Wette abgeschlossen hat.

Wenn ich in Brasilien bin, kommt es mindestens ein Mal im Monat vor, daß unsere abergläubische Wäscherin Dona Francisca unter irgendeinem Vorwand ins Eßzimmer eindringt und mich beim Frühstück ins Verhör nimmt, ob ich in der vergangenen Nacht nicht einen Tiertraum gehabt habe. Meistens verneine ich das, manchmal nenne ich auch auf gut Glück irgendeinen Tiernamen.

Dann läßt die alte Negerin alles im Hause liegen und rennt zu ihrem «Winkelagenten», um sofort auf das genannte Tier zu setzen. Der Makler gibt ihr einen Schein über die abgeschlossene Wette... und damit beginnt für Dona Francisca eine spannungsvolle Zeit.

Da das «Bicho-Spiel» offiziell untersagt ist, umgeht man das Verbot schlauerweise dadurch, daß nicht mehr direkt auf ein Tier, sondern auf die entsprechende, ihm zukommende Zahl gewettet wird. Jedes Kind in Pernambuco und Bahia weiß aber, kaum hat es in der Schule zählen gelernt, welche Zahl welches Tier darstellt, und kann die ganze Liste besser herunter sagen als das Alphabet. Alle Verbote des Spieles haben sich als völlig illusorisch erwiesen; man spielt, um ganz ein-

fach reich zu werden. Reichtum ist etwas, wovon man gerne und viel träumt, und er erscheint erstrebenswert, wenn man um ihn nicht kämpfen muß. Er soll vom Himmel fallen, und die Funktion des Himmels ersetzt in diesem Fall das Hasardspiel.

Zwei Welten

So erlebe ich Brasilien – zwischen Kaffeehaus und helvetischer Nüchternheit, zwischen Phantasie und Realität. Eine Milchstraße von Stadtlampen glüht auf, entlang der großen Verkehrsadern am Meer, ihr Licht vermischt sich mit dem der himmlischen Gestirne. Alle Weiten wallen ins Ungeheure. Die Autos rasen in Kolonnen nach Copacabana hinaus, im stickigen Zentrum wird es still, nur in den Nebenstraßen singt dann und wann noch eine Trambahn in den Schienen. Die Avenida Atlantica, das Corso von Copacabana, flammt mit ihren unzähligen Laternen wie ein einziges Lichtband auf. Sie hat ihr prangendes Nachtkleid angelegt. Dem Meer entlang promenierte ein stilles, buntes, daseinsseliges Menschenvolk, darunter die geschmeidigen Gestalten junger Mädchen, so hellfarbig und leicht bekleidet als wären die nächtlichen Lichterwogen ihre eigentlichen Gewänder. Geheimnisvoll erscheint mir immer wieder diese Stille. Kein wirklich lauter Ton, nur mitunter ein sanftes Lachen oder Plaudern. Aber auch kein hastiger Schritt. Das Meer schiebt unaufhörlich seine rauschenden Wellen heran und übertönt verzeihend alles menschliche Treiben.

Ja, so erlebe ich Brasilien, dieses noch unfertige, aber ungemein demokratische Land. Verschwenderisch von der Natur mit Raum und Reichtümern bedacht, hat es noch immer die alte Aufgabe seines Anfanges: Menschen aus überfüllten Zonen in seine unerschöpfliche Erde einzupflanzen und, Altes mit Neuem verbindend, eine neue Zivilisation zu erschaffen. Noch immer, seit einem halben Jahrtausend, ist seine Entwicklung erst im Anschwung, und keine Phantasie reicht aus, zu erdenken, was dieses ungeheure Land künftigen Generationen bedeuten wird.

Wenn ich mit diesen Zeilen versuchte, das Brasilien von *heute*, so wie ich es fortwährend erlebe, zu schildern, so beschrieb ich ungewollt schon sein Gestern. Denn in Brasilien lebt man durchwegs in der Zukunft. Vielleicht liegt hierin seine Mission.